

1 Klarstellung der Authentizität des angeblich von Papst Johannes XXIII. verfaßten „Bußgebetes“

Auf wiederholte Anfragen nach der Echtheit der Authentizität des obengenannten „Bußgebetes“ und da dieses noch immer häufiger als schon zuvor in Büchern auftaucht, die das christlich-jüdische Verhältnis behandeln,¹ bringen wir die folgende Klarstellung:

Von P. St. Schmidt SJ, dem Sekretär von Kardinal Bea, erhielt ich vom 12. 10. 1966 auf Anfrage eine Photokopie seines Schreibens an die Schriftleitung „Der Seelsorger“, Dr. Erharter, Wien, und eine kurze Darstellung in „Der Seelsorger“. Daraus ergibt sich die folgende eindeutige Klarstellung:

Aus dem Schreiben von P. Schmidt SJ an den Schriftleiter von „Der Seelsorger“, Wien, Dr. Erharter, vom 12. 10. 1966:

„Auf jeden Fall ist es sicher, daß von einer Bestätigung der Authentizität des Johannesgebetes durch den Vatikan keine Rede sein kann [Hervorhebung d. Red. d. FR]“. Die Nachricht geht wahrscheinlich auf die konfuse Meldung der ANSA zurück. Nun habe ich mit dem Vatikan korrespondenten der ANSA telefoniert, und er bestätigte mir, daß er die ebengenannte Nachricht von der ANSA dementiert hatte bzw. richtiggestellt hat. Die Sache ist so sicher, daß mit dem ehemaligen Privatsekretär von Papst Johannes, Mons. Capovilla, überlegt wurde, ob der „Osservatore Romano“ nicht ein formelles Dementi machen sollte. Man hat es tatsächlich nicht gemacht, wahrscheinlich weil eben schon andere Dementis vorher gemacht worden sind und um der Falschmeldung nicht noch größere Publizität zu geben...“

„Der Seelsorger“, Wien, September 1966, schreibt dazu: „... Das Bußgebet wurde von einem amerikanischen Konzilsbeobachter in einem pseudonymen Artikel ‚Vatican II and the Jews‘ in der amerikanischen Zeitschrift ‚A Commentary Report‘ im Januar 1965 in der auch vom ‚Seelsorger‘ gebrachten unvollständigen Fassung veröffentlicht. Nach dem Autor des pseudonymen Artikels soll Johannes XXIII. dieses Gebet drei Monate vor seinem Tode verfaßt haben. Msgr. Quinn verwendete das Gebet

in einer Ansprache, da es das Anliegen der Buße und Versöhnung eindringlich zum Ausdruck zu bringen schien, wie sie Johannes XXIII. vorschwebte, ohne nach der Echtheit zu fragen. In ähnlicher Weise wurde es inzwischen auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten verwendet, zum Beispiel als Einleitung eines Artikels, der die Versöhnung zwischen Christen und Juden zum Gegenstand hat, oder kürzlich in einem Fernsehfilm über Leben und Werk David Ben Gurions.³

Stilkritischen und sachlichen Einwänden in der Zeitschrift ‚The Register‘ begegnete der Verfasser des Artikels lediglich mit dem Hinweis, er habe das Gebet gelesen, in der Übersetzung könne ein Stil nicht beurteilt werden, die Verfluchung der Juden sei zwar nicht formelle Lehre der Kirche gewesen, sie sei aber von vielen Katholiken geglaubt worden. Nach Angaben in einem Beitrag der ‚New York Times‘ vom 13. Juni 1965, der sich ebenfalls mit der Authentizität auseinandersetzt, kennt der Herausgeber des ‚Commentary‘ noch zwei weitere Personen, die für die Echtheit eintreten.⁴

In Vatikanischen Archiven ist keine Spur eines solchen von Papst Johannes verfaßten Gebetes vorhanden. Die besten Kenner des Stiles dieses Papstes, wie zum Beispiel sein Privatsekretär, sind entschieden der Meinung, daß neben einigen Ähnlichkeiten das Gebet viele Ausdrücke enthalte, die gar nicht dem Stil des Papstes entsprechen. Msgr. Oesterreicher weist noch darauf hin, daß das Kainszeichen nach der Bibel ein Zeichen des Schutzes war und der Text große Unkenntnis der Schrift unterstelle. Helmut Erharter.“

Dr. Willehad Eckert OP ergänzt dies und schreibt: ‚Die exegetischen Bedenken wegen der Mißdeutung des Sinns des Kainszeichens teilt mit Msgr. Oesterreicher aber ganz unabhängig von ihm auch Professor Rudolf Schmid‘ [Anm. d. Red. FR]. G. L.

2 Humanismus und Nationalismus im historischen Judentum und im modernen Israel

Bericht über einen Vortrag von Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem, gehalten im November 1967 in Basel

Ernst Simon arbeitete mit Martin Buber und Hugo Bergmann seit Jahrzehnten im „Ichud“⁵, einer politischen, überparteilichen Gruppe in Israel – zusammen mit dem Ziel, zu jüdisch-arabischer Versöhnung und Verständigung auf der Grundlage einer dreifachen Einheit zu gelangen: der zwischen Juden und Arabern innerhalb des Staates Israel, der zwischen dem Staat und seiner territorialen Umwelt und der innerhalb der United Nations.

Wir entnehmen den folgenden Auszug einem Bericht über den obengenannten Vortrag aus dem „Israelitischen Wochenblatt“ (67/47), Zürich, 24. 11. 1967, S. 33 f.:

„... In der Bibel finden wir nach der Geschichte vom Ursprung der gesamten Menschheit, wie sich in konzentrischen Kreisen die Aussage auf das jüdische Volk richtet,

³ Vgl. u. S. 172 ff.

⁴ U. a. auch vgl. Liturgisches Jahrbuch Münster/Westf. 1965, S. 249, dabei stützt sich dieses auf „Kathpress“, Wien, 2. 6. 1965, Nr. 126.

⁵ Vgl. Ernst Simon: Brücken, S. 515: „Der Ichud wurde von dem ersten Rektor der Hebräischen Universität, Dr. I. L. Magnes, gegründet; seine Leiter sind heute, nach Martin Bubers Tode, S. Scherschewsky, E. Simon, H. Strausz.“

¹ Zunächst erschien dieses Gebet in verschiedenen Kirchenzeitsungen, u. a. im „Petrusblatt“ (Nr. 40, Berlin vom 2. 10. 1966). – 1967 erscheint es u. a. als Motto des Buches bei Werner Keller, s. u. S. 142 f., bei Friedrich Heer, s. u. S. 153 ff., bei Pinchas Lapide, s. u. S. 156 f., sowie bei E. und Z. Goldmann, vgl. S. 172 f.

² Das Israelitische Wochenblatt (66/37) Zürich, 16. 8. 1966, u. a. brachte die folgende Meldung und den Text des Gebetes:

Wie die italienische Nachrichtenagentur Ansa mitteilt, bestätigen vatikanische Kreise die Existenz und die Authentizität eines von Papst Johannes XXIII. kurz vor seinem Tode verfaßten Gebetes, in welchem Gott um Verzeihung der durch die Kirche begangenen Sünden an den Juden gebeten wird [s. o.].

Der Text des Gebetes lautet: „Wir sind uns heute bewußt, daß unsere Augen im Laufe von vielen Jahrhunderten zu blind gewesen sind, um die Schönheit eines auserwählten Volkes zu sehen und die Gesichtszüge unserer bevorzugten Brüder zu erkennen. Wir verstehen es, daß ein Kainsmal auf unserer Stirn stehen muß. Im Laufe der Jahrhunderte lag unser Bruder Abel in Blut und Tränen durch unsere Schuld am Boden, weil wir Deine Liebe vergessen hatten. Verzeihe uns die Verwerfung, welche wir in ungerechtfertigter Weise über die Juden ausgesprochen haben. Verzeihe uns, daß wir Dich ein zweites Mal in jenen gekreuzigt haben, denn wir wußten nicht, was wir taten.“

dem als auserwähltem Volk nicht Privilegien zustehen, vielmehr Sonderpflichten obliegen. Im Laufe unserer Geschichte hat es sich ergeben, daß der Begriff der Auserwähltheit¹, wie er etwa von den Propheten verstanden wurde, gewisse Wandlungen erfahren hat. Ja, er mußte gleichsam als Ventil herhalten, um den äußeren Druck der Galuth erträglich zu machen. Heute haben wir die Pflicht, manches neu zu überdenken. Während es etwa in Amerika noch eine kleine Gruppe gibt, die ihr Judentum lediglich als Religion ohne Nationalität versteht, unterscheidet der Redner in Israel zwischen der Grundhaltung der Mehrheit, die das jüdische Volk als Nation wie alle anderen Nationen betrachten möchte und zur Normalisierung strebt, und einer Minderheit – zu der sich Professor Simon selbst bekennt – die davon überzeugt ist, daß die Juden *ein Volk eigener Prägung* sind, für das der Glauben und der göttliche Bund wesentliche Merkmale sind. Daß der Nationalismus im heutigen Israel bisweilen recht ausgeprägt ist, kann damit erklärt werden, daß das jüdische Volk nach einer sehr langen Unterbrechung und spät wieder zu einer Nation mit eigenem Land geworden ist . . .

Der Geschichte des jüdischen Volkes gegenüber besteht in der israelischen Jugend eine gewisse Fremdheit. In der Überspitzung des Strebens nach „Normalisierung“ unseres Volkes übersieht man oft, daß es eben nicht eine „normale“ Geschichte ist, durch die das jüdische Volk gegangen ist. Denken wir etwa daran, daß die Pessach-Hagada nicht mit Heldentum, sondern mit zweifacher Knechtschaft beginnt: Knechtschaft in Ägypten und Götzendienerei unserer Vorväter. Das ist nicht der Anfang einer *normalen* Volksgeschichte, aber es ist *jüdisches* Geschichtsbewußtsein. Dieser Besonderheit in Stellung und Geschichte des jüdischen Volkes eingedenk, müssen wir uns aber trotzdem darüber klarwerden, daß heute eine neue Haltung gegenüber anderen Völkern notwendig ist. Es ist vor allem lebenswichtig, daß das Volk Israels ein neues Verhältnis zu den Arabern findet. Eine neue Synthese zwischen Humanismus und Nationalismus ist erforderlich. Es wird von entscheidender Bedeutung sein, ob es gelingt, den militärischen Menschen Israels – den das Land noch immer braucht – etwa nach dem Vorbild des Generals Rabin zu prägen, dessen Äußerungen nach dem Sechstagekrieg von wahren Humanismus zeugen [s. o. S. 34 ff.]. So stellt sich die Auserwähltheit als ungeheuer wichtige und schwere Aufgabe vor dieser jüdischen Generation dar: Es handelt sich darum, unter normalisierten Bedingungen nicht so sehr das auserwählte Volk zu bleiben, als vielmehr das auserwählte Volk zu werden!“

3 „Vergäße ich dein, Jerusalem? . . .“ (Ps. 137, 5) Internationales Symposium über christlich-jüdische Beziehungen in Straßburg vom 16. bis 20. Juli 1967

Bericht von Dr. Willehad P. Eckert OP

Ein Bischof lernt

Daß Bischöfe zum Wiederaufbau einer Synagoge ihren Glückwunsch aussprechen, ist, jedenfalls in Deutschland, nicht ungewöhnlich, daß sie an einer Feierstunde teil-

¹ Vgl. zur Bedeutung der Auserwähltheit des jüdischen Volkes für die Gegenwartssituation den Sammelband von Martin Buber „Der Jude und sein Judentum“, Köln 1963.

nehmen, einen Empfang geben, ein Interview gewähren, das alles ist uns bereits vertraut. Daß aber ein Bischof in einem Hörsaal Platz nimmt, um bei der jüdischen Autorität seiner Stadt zu lernen, ist gewiß nicht alltäglich. Die Teilnehmer des Internationalen Symposions in Straßburg, das vom 16. bis zum 20. Juli stattfand, durften es erleben. An diesem Symposium beteiligten sich Katholiken, die sich für ein christlich-jüdisches Gespräch engagieren – Leiter christlich-jüdischer Organisationen, Delegierte für ökumenische Arbeit zumeist –, aus den Vereinigten Staaten und Kanada, aus Israel und aus den westeuropäischen Staaten. Sogar Spanien war vertreten; denn es war Don Vincente Serrano, der Kanzler des Erzbischofs von Madrid und Präsident des Amistad Judeo-Cristiana, gekommen. Daß aus Deutschland Frau Dr. Gertrud Luckner nicht fehlen durfte, die Herausgeberin der Freiburger Rundbriefe, braucht kaum besonderer Erwähnung. Sie stand noch ganz unter dem Eindruck der Begegnungen in Israel nach den Tagen des Krieges. Im Beisein jüdischer und protestantischer Gäste erörterten die Teilnehmer des Symposions die Bedingungen des Dialoges nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Sie bekannten sich dazu, daß die unerläßliche Voraussetzung eines fruchtbaren Gesprächs die Anerkennung des jüdischen Volkes ist, so wie es sich selbst versteht. Dialog bedeutet Partnerschaft und zielt auf ein besseres gegenseitiges Verständnis. Damit ist jede Proselytenmacherei ausgeschlossen. Gerade aus der Offenheit des Dialoges erhofften sich die Teilnehmer des Symposions eine Vertiefung des eigenen Glaubensverständnisses. Unter dieser Voraussetzung war es dann auch möglich, für die Hauptvorlesungen ein Thema zu wählen, das durch eine jahrtausendalte Geschichte der Mißverständnisse belastet ist, nämlich den *Messianismus in jüdischer und christlicher Sicht*. Über Messianismus im jüdischen Denken sprach Professor André Neher aus Straßburg. Seinem Vortrag wohnte der Erzbischof Leo Arthur Elchinger bei, ganz einfach, um zu lernen. Am 29. September 1964 hatte er bereits vor den Konzilsvätern in St. Peter in Rom erklärt: „Häufig wird mir Gelegenheit gegeben, mit Juden ins Gespräch zu kommen.“ Nun bewies er seine Bereitschaft zu hören und zu lernen. Auf dem Konzil hatte Erzbischof Elchinger betont, es genüge nicht, lediglich die Werte des biblischen Judentums kennenzulernen, die Christen sollten sich vielmehr auch den religiösen Werten des heutigen Judentums gegenüber öffnen. Nun gab er selber ein Beispiel für eine derartige Haltung der Offenheit.

Die verwandelnde Kraft der Hoffnung

Messianismus im jüdischen Denken läßt sich auf verschiedene Weise darstellen. Man könnte von den Hoffnungen sprechen, die sich an eine Person und eine bestimmte, geschichtlich umschreibbare Zeit knüpfen, die Endzeit etwa. Den Gegensatz des jüdischen, des geschichtsbezogenen Denkens zu einem ungeschichtlichen, mythischen Denken könnte man schildern. Man könnte von der Verschiedenheit der Messiasbilder sprechen, wie das Moritz Zobel in seiner Anthologie „Gottes Gesalbter. Der Messias und die messianische Zeit in Talmud und Midrasch“, Berlin 1938, getan hat. Man könnte von den messianischen Bewegungen im Judentum sprechen. Nichts dergleichen tat André Neher. Er sprach vielmehr von der geringen Bedeutung, die das Wort Messias in neueren Darstellungen über jüdischen Glauben hat und die große Bedeutung, die seinem inneren Gehalt nach Messianismus dennoch für das Judentum hat. Drei Elemente erkennt er im jüdischen